

Wie ich eine Zeitung für junge Hausfrauen redigirte.

Sehr frei nach Max Twain. Von Julian Weis.

[Nachdruck verboten.]

Vor zwei Wochen suchte mich einer meiner Freunde, der seit Jahr und Tag eine „Zeitung für junge Hausfrauen“ redigirt, auf und bat mich, ihm einen Freundschafsdienst zu leisten. Seine Schwiegermutter, so sagte er, liege in den letzten Tagen und er wolle ihr die Augen zudrücken, nachdem er selbst bei ihren Lebzeiten so oft die Augen zudrücken mußte. Heute mir, morgen Dir! So fort, nachdem die Schwiegermutter ihren Geist aufgegeben, was ihm keineswegs eine schwere Aufgabe zu sein schien — wolle er nach der Hauptstadt zurückkehren. Bis dahin möge ich seine Zeitung für junge Hausfrauen redigiren.

„Aber Freund“, warf ich ein, „ich verstehe vom Hauswesen gar nichts. Ich war niemals Hausfrau, leider nicht einmal Hausherr.“

„Um so besser. Du wirst einfach aus den deutschen Zeitungen alle Notizen, welche meine zweihundert Abonnentinnen interessieren können, ausschneiden, die einlangenden Briefe in der Korrespondenz der Redaktion pünktlich beantworten und dann und wann selbst einen kurzen Artikel schreiben. In zwei, höchstens drei Wochen bin ich wieder hier und ich hoffe, Dir dann das Erreichte über meine Schwiegermutter mittheilen zu können.“

Er sprach's und ließ mich mit meinen zweihundert Abonnentinnen allein. Ich kam mir Anfangs wie Max Twain vor, der eine landwirthschaftliche Zeitung redigiren sollte, und eine gelbe Nüße von einer Ananas nicht zu unterscheiden vermochte; aber in der kürzesten Zeit hatte ich mich in meine Rolle als Hausfrau derartig eingelebt, daß ich mich geradezu bewunderte. Fürwahr, wenn Gott ein Amt gegeben, dem giebt er auch den Verstand dazu. Mit Hilfe Gottes machte ich mich auch daran, die erste Nummer fertig zu stellen. Ich las die angekommenen Briefe und Zeitungen, aber ich fand nichts Greifbares und so entschloß ich mich denn, die ganze Nummer selbst zu schreiben. Den ersten Artikel betitelt ich: „Die Kunst, mit Säuglingen umzugehen.“ Ich führte in diesem interessanten Essay aus, daß man über die Ernährung der Säuglinge verschiedener Ansicht sein könne, wieweil die Zweckmäßigkeit derselben in einer Zeitung für junge Hausfrauen am allerwenigsten angezweifelt werden sollte. Obwohl ich die Kinder im Allgemeinen liebe, mußte ich doch gestehen, daß mir der Gesang der Säuglinge ein Gräuel ist. Einem solchen Schreihals gegenüber denke ich oft daran, daß nur das Geschrei der Säuglinge den König Herodes zu dem entsetzlichen beschleimichtigen Säugermord anleitete. Ich führte diesen Gedanken sehr distict aus und rieth schließlich den Leserinnen Folgendes: Ist ein Säugling nicht zu beruhigen, so lege man denselben auf den Bauch und vergrabe den kleinen Mund in großen Weistüssen. Der kleine Schreihals wird glauben, an dem Rücken einer Piesenname zu liegen und in Folge dessen schweigen. Sollte jedoch der Säugling wider Erwarten mit diesem Federbuschen unzufrieden sein, so ist es das Einfachste, man erfaßt den kleinen Kehl an den Weinen und läßt ihn einige Sekunden (wie ein Huhn), mit dem Kopfe nach abwärts, in der Luft hängen. Er wird sofort schweigen und sehr glücklich darüber sein, daß er sich selbst nicht mehr schreien hört. Zum Schluß hat ich die Leserinnen mit nutzthätigen, ob sie meinen Rath befolgt hätten, und ob sie mit dem Erfolg zufrieden wären.

Einem zweiten Artikel schrieb ich über die Carnevalsmöden. Ich bin leider ganz un erfahren in diesen Dingen, und einige Schneiderrechnungen abgerechnet, die ich vor Jahren bezahlen mußte, habe ich nichts mit Damenkleidern zu schaffen gehabt. Aber trisch gewagt ist halb gewonnen, dachte ich, und schrieb denn auch trisch darauf los. Ich erzählte von braunen Sammetkleidern mit Volants und gelben Atlas und grünen Knöpfen. Die Tournaire sollte etwas tiefer getragen werden, und an der erhabensten Stelle mit einem goldenen Schmetterling geschmückt sein. Meine Falben sollten das Ganze ziehen. Schließlich rieth ich, das Kleid nach Belieben zu dekollieren, denn man kann nicht wissen, was den Männern gefällt. Doch damit war die Arbeit nicht beendet. Ich schrieb noch eine Notiz über den Werth des Klavierunterrichts bei Mädchen, zumal dann die vornehmen Damen das Klavier ebenso hoch werten, wie den Spargel und die Sparbüchse. Schließlich erledigte ich die Korrespondenz der Redaktion. Das war die wichtigste Arbeit der Zeitung für junge Hausfrauen. Ich beantwortete deshalb alle Anfragen nach bestem Willen und Gewissen. Hier folgte die wörtliche Wiedergabe eines Theiles meiner Antworten: Einer treuen Abonnentin: Sie fragen, was Sie thun sollen, damit der Nothbraten weich wird? Geben Sie ein Pfund Soda dazu, lassen Sie das Ganze drei Stunden bei 70° A. kochen und der Braten geräth wie Butter auf Ihrer schönen Zunge. Louise v. K.: Ihr kleines Schöngesicht ist unartig? Grämen Sie sich nicht. Das kommt in den besten Familien vor. Für alle Fälle legen Sie ihm ein großes Stück Fischpapier in die Windeln. Abonnentin Nr. 72: Wenn ich Ihnen aufrichtig raten darf, so wäre die schönste Geburtstagsüberrückung für Ihren Gatten eine — Scheidungsklage. Das ist das Modernste. Fräulein Ursula: Sie wollen weiße Hände haben? Waschen Sie dieselben von Zeit zu Zeit. Einer Beamtin: Wie umndet der Spinat am besten? fragen Sie. Wenn man denselben nicht in den Mund nimmt, antwortete ich, Fräulein Klein: Wen Sie heirathen sollen? Ja, mein liebes Fräulein, da ist schwer zu raten. Am besten ist's, Sie nehmen den Ersten, den Sie bekommen. Heutzutage thut in solchen Fällen Eile dringend noth. Einer Wittwe: Kohl oder Kohlrüben, auch Ketch oder Sprossen, und zwar Sommerprossen genant, ist ein Gemüse, das schon im Alterthume verkehrt war. Dieses Gemüse kommt sogar im Evangelium vor und es heißt dort klar und deutlich: „Herr, laße diesen Ketch an mir vorübergehen!“ ... In dieser Weise beantwortete ich die Anfragen, und als die betreffende Nummer der Zeitung für junge Hausfrauen vor mir lag, war ich nicht wenig stolz auf mein Werk. Es war erkranklich, welche gründliche Kenntniß ich im Hauswesen entwickelt hatte, und ich war nahe daran, vor mir selbst den Hut zu ziehen. Ich ging nun an die Arbeit, eine zweite Nummer zu schreiben. Diesmal wollte ich gegen den Luxus ankämpfen, daß kleine Kinder am Morgen gewaschen werden, zumal dieweil am Abend stets so aussehen, als ob sie nicht gewaschen worden wären. Während ich die ersten Zeilen des neuen Artikels schrieb, wurde die Thür aufgerissen und bald darauf trat eine Dame in das Redaktionszimmer, die zu tief in das Heißpulver gerathen zu haben schien. „Ich bin die Wittwe“, sagte sie ernst und feierlich. „Wer war der beneidenswerthe Gatte?“ fragte ich höflich, denn Höflichkeit ist die Pflichtlichkeit der Redakteure. Sie würdigte mich keiner Antwort, sondern fuhr mit der Hand über die Heißpulverniederlage auf ihrem Gesichte und wiederholte düster: „Ich bin die Wittwe, die Sie gefragt hat, wie man Kohl zubereiten soll.“

„Sie waren hoffentlich mit meiner Antwort zufrieden“, lächelte ich. Sie sah mich mit ihren großen Augen durchdringend an und fragte: „Glauben Sie wirklich, daß Kohl und Kohlrüben, Ketch, Sprossen und Sommerprossen nur verschiedene Namen für eine Sorte von Gemüse sind?“

„Gewiß; ich bin überzeugt davon.“ „Und Sie wollen der Redakteur einer Zeitung für junge Hausfrauen sein?“ Ich rieth sie mit einem Tone, als ob ich ihre Absichten und ihren Willen gestohlen hätte. „Sie wollen Hausfrau sein und wissen nicht einmal, daß Kohl mit Pfeffer, Kohlrüben mit Zucker und Sprossen in Butter gekocht werden?“

„Und Sommerprossen?“ fragte ich, denn die Gelegenheit war günstig, um meine Kenntniße zu bereichern. „Sommerprossen?“ rief sie wüthend. „Wenn man Sommerprossen kochen könnte, so würden Sie dieselben nicht unbenutzt auf Ihrer Nase liegen lassen. ... Sie Hungerleider, Sie!“

„Damit war sie aber auch schon zur Thür hinaus. Auf der Treppe rief sie mir noch freundlich zu: „Streichen Sie mich aus der Liste Ihrer Abonnentinnen!“

Dieser Vorfall war nicht geeignet, mein Selbstbewußtsein zu erhöhen. Wir wurde — aufrichtig gesagt — vor meiner Gottähnlichkeit bange. ... Eine Abonnentin weniger! Was thut's, es bleiben noch immer hundert- undneunundneunzig und alle diese sollen durch meinen Artikel über den Luxus der Keillichkeit für alle Zeiten an das Blatt geknüpft werden. Kaum hatte ich jedoch die Feder wieder in die Hand genommen, so wurde die Thür abermals aufgerissen und mein Freund stürzte in die Stube.

„Schon zurück?“ fragte ich ihn. „Ist Deine Schwiegermutter schon todt?“

„Nein; aber ich wäre beinahe vom Schlage gerührt worden, als ich gestern meine Zeitung sah.“

„Jetzt war ich gerührt. „Nicht wahr; ich habe meine Sache gut gemacht?“ fragte ich freudig erregt. „Gut?“ brüllte er wüthend, „und Du fragst noch, nachdem Du mir mein Blatt zu Grunde gerichtet hast?“

„Ich habe Dein Blatt auf ein anständiges literarisches Niveau erhoben.“

„Wensch!“ schrie er. „Ich verbitte mir jede Beleidigung“, sagte ich ernst. Meine Nähe imponirte ihm. Er setzte sich nieder, nahm die letzte Nummer der Zeitung für junge Hausfrauen in die Hand und begann plötzlich ein Hohngelächter auszuathmen. „Ah, das ist noch nicht dagewesen!“ rief er. „Reiß Du, was ein Volant ist?“

„Nein“, sagte ich aufrichtig. „Aber Du schreibst doch, daß das braune Sammetkleid mit Volants aus gelbem Atlas versehen sein soll.“

„Man hat schon felsamerer Kleider getragen.“ „Zugegeben, aber warum wünschst Du, daß man die Tournaire tiefer hängen soll?“

„Mein“, rief ich, „ich habe Falben gemeint, denn man muß ein Pferd sein, um die neuesten Damenmoden anzuziehend zu finden.“

Jetzt war er geschlagen, er sprach kein Wort mehr, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb folgende Erklärung nieder:

„An unsere theueren Leserinnen! Die Abwesenheit unseres Chefredakteurs hat ein junger Mitarbeiter dazu benüht, um eine Jahrgangnummer unseres Blattes herauszugeben. Wir bitten unsere schönen Leserinnen, die letzte Nummer unseres Blattes nicht ernst zu nehmen. Diefelbe war ein Carnevalsscherz und wir werden von nun ab zu verhindern wissen, daß ähnliche Scherze vorkommen. Die Redaktion der Zeitung für junge Hausfrauen.“

„Diese Erklärung werde ich an der Spitze der nächsten Nummer veröffentlichen“, sagte mein Freund.

„Das wäre eine Infamie!“ rief ich zornig. „Die beste Nummer Deines Blattes, welche je erschienen ist, willst Du als schlechten Scherz hinstellen, und meine erste Arbeit vor Deinen hunderteunundneunzig Leserinnen ...“

„Zweihundert“, warf er ein. „Nur hunderteunundneunzig, denn eine Abonnentin hat bereits abgefragt.“

„Auch dieser Schlag noch!“ winnerte er. „Vor Deiner hunderteunundneunzig Leserinnen willst Du mich lächerlich machen?“

„Es muß sein“, lächelte er und dabei warf er mir einen schmerzlichen Blick zu. Ich aber warf ihm ein Tintenfaß an den Kopf und verließ entrüstet die Redaktion. Unbathig ist der Welt Lohn! Des Teufels Großmutter soll mich holen, wenn ich jemals wieder eine Zeitung für junge Hausfrauen redigire.

Das Papier.

Zwei der mächtigsten Verbündeten des menschlichen Geistes, zwei der gewaltigsten Hebel und Förderer der Wissenschaft sind unstreitig das Papier und die Buchdruckerkunst. Die Geschichte der Erfindung der letzteren dürfte allgemein bekannt sein, weniger jedoch die Entstehung des Papiers. Es dürfte somit von allgemeinem Interesse sein, uns auch damit bekannt zu machen, was in Nachfolgendem geschehen soll.

Das älteste Schreibzeug bestand aus eisernen Griffen und festen Platten und Tafeln, die halb von getranntem Thon, halb von Schiefer, Meiß oder Eisenblech waren. Man rieth die Schriftzeichen in die Tafeln ein und das griechische Wort chartes, lateinisch charta, stammt von dieser Schreibweise und bedeutet eintrigen. Wir kennen es noch, unser Wort Karte kommt davon her. Eine andere, heute noch geltende Bezeichnung deutet schon auf eine spätere Entwicklung des Schreibwesens, auf die Zeit, da man statt der harten Platten die weiche Baumrinde zu Schreibtafeln benutzte. Bihlos, der Urspriung unseres Wortes Bibel, d. h. Bast, Baumrinde. Man findet bei den Bewohnern des alten Indiens Urkunden, die mit Oelfarbe auf Birkensrinde geschrieben sind und es geht die Sage, auch unsere germanischen Vorfahren hätten diese Schreibweise gekannt.

Der älteste Urstoff unseres Papiers ist das Palmblatt. Der ältste Sitz aller Kultur, das Land der Sina, hatte in der großen und schönen Blättern der Palme einen Stoff, der wegen seiner Fähigkeit alle anderen Baumblätter übertraf und durch ein einfaches Verfahren präparirt, folglich einen glatten festen Boden für die Handschrift lieferte. Mit dem Gebrauche der Palmblätter zum Schreibmaterial haben die Bewohner Afiens bis zu heutigen Stunde noch nicht ganz aufgehört. Auf der Insel Ceylon, wo des schönen tropischen Baumes äppigstes Gemächs gedeiht, werden die Blätter, welche wie Leder zäh und geschmeidig sind, ausgehüthet, man wäscht die geeigneten Stücke, läßt sie langsam trocknen und giebt ihnen durch Einreiben mit Oel eine Glätte, die sie zum Schreiben tauglich macht. Aber nicht unsere Schreibweise, nicht die Feder kommt zur Anwendung, sondern der Griffel. Man rieth die Zeichen in das Blatt, wie es die Römer und Griechen mit ihren harten Tafeln machten, und der Saft des Baumes, der dunkel auf dem leichten Ton deselben hervortritt, bildet die schön lesbaren Schriftzeichen. Man hat auch eine andere Methode; in die vertieften Züge wird eine Schwärze eingerieben, um sie hervorzuheben zu lassen. Noch komplizirter ist die ebenfalls, aber mehr für besondere Zwecke übliche Art, Sandhschriften mit dem Finfel herzustellen. Dazu werden die Palmblätter geglättet, eine Deckfarbe, die wahrscheinlich unferen, von den Aquarellisten vielfach angewendeten Honigfarben entspricht, mittelst des Pinsels hoch aufgetragen und es entstehen erhabene Buchstaben auf der glänzenden Fläche. Was in öffentlichen Bibliotheken Europas von solchen indischen Manuscripten zu sehen ist, übertrifft meistens die schönsten Schriftstellerarbeiten unserer Mönche im Mittelalter an Schönheit der Ausführung. Noch mehr imponiren die Einbände. Sie sind nicht selten aus den kostbarsten Stoffen hergestellt; die Holzbedel enthalten Schmitzereien von vollendeter Kunstform und Räden und Eden prägen in reichstem Schmuck von Gold und Edelsteinen.

Ceylons Bewohner bedienen sich auch für den gewöhn-



lichen Schrittwesfel der Palmblätter. Eine besonders geeignete Palme, Kaliput genannt, liefert das Material. Man schneidet aus ihr Streifen, ritzt darauf die Schrift ein, rollt das Ganze und umwickelt es mit Schnuren. Sogar die englische Regierung geht auf diesen Gebrauch der Bewohner Ceylons ein. Gehege und Verordnungen der Behörden ergehen, durch dieselbe Schreibmethode vervielfältigt, auf gerollten Kaliputblättern, und die Post ist angewiesen, auch Briefe gleicher Art zu fördern. Es ist das eine Konzeption an die Sätze der Eingeborenen, die besonders den europäischen Postboten oft genug un bequem wird, wenn sie sich mit solchen Rollen zu befassen haben.

Der Name Papier ist ägyptischen Ursprungs; aus dem Lande der Pharaonen stammt die Papyruspflanze, ein Pflanzengewächs vom Nil, das Papyrus hieß. Vom römischen Geschichtsschreiber Plinius wissen wir, daß die Methode der Zubereitung eine sehr einfache ist. Die sehr saftigen Stengel der Pflanze wurden gespalten, alsdann zog man die verschiedenen Hüllen ab, die äußeren und inneren gaben das schlechtere, die mittleren Hüllen das beste Papier. Man legte nun die so entflochtenen Fasern an einander, quer darüber kam eine zweite Lage; dann wurde das Ganze mit Wasser besprengt, gepreßt und getrocknet. Die Fabrikanten dieses Papiers behaupteten, mit Mißwässer allein ließe sich das Papier zu einer festen glatten Masse bewerkstelligen, und es sei ein Geheimniß dabei. Richtig hat indeß die Untersuchung alter Papyrusrollen den Beweis geliefert, daß das Mißwasser keinen Klebstoff enthält und daß man eines Kleisters sich bedient hat. Wie in unseren Museen noch vielfach nachzuweisen, diente die zähe Papyrusfaser auch als Ueberzug, man flocht aus ihr Matrasen, drehte Seile von ihr und machte mancherlei Geschäfte aus derselben. Von dem dicken und saftigen Theile des Schaftes der Pflanze wurde ein Gemisch geformt, welches noch bis vor drei Jahrhunderten als ein beliebtes, kräftiges Nahrungsmittel bei dem ägyptischen Volke eingeführt war.

Lange Zeit hindurch blieb das Papier aus Ägypten ein wichtiger Handelsartikel, eine Duellle des Reichthums für das ganze Land. Alexandria war der Hauptplatz für den Export und der römische Statthalter Firmus rißte sich, so viel Papier zu besitzen, daß er eine ganze Armee von dem Ertrage desselben erhalten könne.

Jahrhunderte hindurch war das aus der ägyptischen Staude erzeugte Papier in allgemeinem Gebrauch. Der ägyptische König Ptolemäus II. gab dann, der Sage nach, Veranlassung zur Erfindung eines Erzeugnisses. Eisenhütten auf den König von Pergamos, der sich eine Bibliothek, größer als die des Herrschers von Ägypten angelegt hatte, verbot er die Papierausfuhr, und die Noth gebar den Gedanken, aus Häuten ein Schreibmaterial zu schaffen, das Pergament. Man bereitete es ursprünglich aus Kalbsfell; später mußte auch des miltlichen, aber nicht sonderlich hoch geachteten Sees Felle dazu dienen, und allmählig wurden dann auch Schaafe, Ziegen gewürdigt, der Menschen Weisheit zu vereinen. Neben weißen Sorten machte man farbige, gelbe, blaue und weilschwarze, die bunten Pergamente bekamen die Schriftzeichen in Gold- und Silberfarben aufgetragen. Leider hielt die Fabrication des Pergaments mit dem sich stets mehr ausbreitenden Verbräuche nicht Schritt und man ging dazu über, von alten Büchern die Schrift auszutilgen, um das Material von Neuem benutzen zu können. Es sind auf diese Weise ohne Zweifel große literarische Schätze verloren gegangen und die Gelehrten haben sich nachmals viel Mühe gegeben, ausgeföhrte Schriftzeichen wieder lesbar zu machen.

Die Erfindung des Pergaments konnte das Papyrus-Material nicht verdrängen, man benutzte Beides, indem das haltbarere, aus Häuten bereitete Pergament für Dokumente, das leichtere aus Pflanzstoff hergestellte Papier für den gewöhnlichen Verkehr in Anwendung kam. Während in Rom das ägyptische Papier zu billigen Preisen verkauft wurde, kostete in der Hauptstadt Griechenlands der Vogen zur Zeit einmal 1/2 Thaler.

Der Ursprung unseres heutigen Papiers ist auf die Chinesen zurückzuführen, von ihnen rührt die Erfindung her, Baumwollen-Papier zu machen, und zwar erzeugten sie dasselbe aus der rohen, noch un bearbeiteten vegetabilischen Wolle durch Stampfen und Reinschläge. Wie aber Alles bei dem Vornehmen des himmlischen Reiches, blieb auch das Papier fortwährend hindurch ein Geheimniß für die Außenwelt, es soll erst im siebenten Jahrhundert nach Samarkand gekommen sein und sich aus dieser Hauptstadt der Bucharei durch die Länder des Mittelmeeres verbreitet haben. Ohne Zweifel hatten dabei die Araber ihre Hand im Spiel, nachdem sie das Baumwollen-Papier in dem eroberten Samarkand kennen gelernt hatten. Demies ist, daß sie den neuen Schreibstoff in Spanien einföhrteten, und es wird behauptet, sie hätten hier auch die Erfindung gemacht, statt der Pflanzenwolle die Lumpen derselben zu verarbeiten. Urtümlich hat die Kulturgeschichte erst einen Nachweis aus dem dreizehnten Jahrhundert durch eine Schrift des Abtes Peter von Clugny, in welcher von einem Papier die Rede ist, so aus schädigen alten Haden und dergl. nichtwürdigen Dingen ist verfertigt worden. Als man dazu überging, alte Hefen zu verwerten, lag der Gedanke nahe, den Veruch auf alle Arten Haden auszubehnen, und so machte man die Entdeckung, daß Zeinenlumpen den Baumwollenlumpen vorzuziehen seien. Bekanntlich ist man heutzutage noch viel weiter, indem man aus allen möglichen Stoffen Papier fabrizirt, u. A. auch Stroh und Holz.

Die älteste Papiermühle soll in Italien erdant worden sein, die Chroniken sprechen von einer solchen, die im Jahre 1340 bei der Stadt Ancona bestanden. Von unserem Vaterlande hat man die erste Mühle aus Nürnberg im Jahre 1390, aus Basel im Jahre 1470 und aus Kemp-

ten in Bayern im Jahre 1477. Wir sehen, die Fabrication des Papiers im eigenen Lande ging der großen Erfindung, welche den Gebrauch derselben zur Voraussetzung hatte, der Buchdruckerkunst nicht lange vorher. Kaum ein halbes Jahrhundert spätrte man Papier auf deutschen Boden, als Gutenberg es in Masse zu verwenden begann und den Grund legte zu seiner Ausbreitung über die ganze Welt.

### Eine Hochstaplerin.

Kriminal-Skizze von Jul. G. Moskau.

Neben den gewöhnlichen Dieben, Betrügnern und Einbrechern u. unterscheidet man namentlich in großen Städten mehrere ganz bestimmte Kategorien von Verbrechern, nämlich Taschendiebe, Vauerräuber, Ladendiebe, Schlafstellen- und Kollidiebe, Hochstapler u. s. w.

Die Berliner Polizei hat es sich zur strengsten Aufgabe gemacht, ordentliche Listen über ihre Gauen, nach den verschiedenartigen Materien geordnet, zu führen und zwar so, daß sie von jedem einzelnen Individuum, welches einer bestimmten Verbrecherkategorie angehört, eine Photographie beschafft, diese dem vorhandenen Album einverleibt und die Personalbeschreibung und sonstige auf den Verbrecher bezügliche Anmerkungen erläuternd hinzufügt.

Darüber, welche Sorte von Verbrechern der Menschheit am gefährlichsten und daher am meisten zu fürchten ist, hat man oftmals gestritten, ohne zu einer übereinstimmenden Ansicht zu gelangen. Allein so viel ist gewiß, daß man sich eher vor gemeinen Dieben als vor Betrügnern und Schwindlern in Acht nehmen kann. Die Schwindler und Hochstapler besitzen eine wahrhaft erstaunliche Fertigkeit, ihre Opfer zu beschwägen und durch glatte, vertrauten erweckende Worte in ihre Netze zu loden. Dafür legt der nachstehend beschriebene, auf wahren Thatfachen beruhende Fall bezeichnendes Zeugniß ab.

Angelita Jerner, gegenwärtig 45 Jahre alt, klein und verwaschen, mit ehemals schwarzen, jetzt graumelierten Haar, blauen Augen und langer, spitzer Nase, wegen Betrugsviel schätzte, die sich bei ihren betrügnischen Manipulationen mit Vorliebe einen hochklingenden russischen, adeligen Namen beilegt, ist eine Hochstaplerin der gefährlichsten Art. — Von ihr soll in dieser Skizze die Rede sein.

In den Souterraintäumen eines Hauses in der Mauerstraße wurde vor einigen Jahren mit ziemlich flottem Umsatz ein Grüntamengeschäft betrieben. Inhaberin dieses Geschäftes war eine noch in jüngeren Jahren stehende Wittwe, mit Namen Dora Ebmeyer, und zu ihrer Hundschaff gehörte unter Anderen eine aufsehende in guten Verhältnissen lebende, nicht allzu entfernt wohnende Dame, die sich bei Frau Ebmeyer unter dem Namen Frau von Dingliff eingeföhrt hatte. Dieser Dame war es nicht entgangen, daß Frau Ebmeyer eine vorzügliche Einnahme hatte, und sie vermuthete daher — und zwar nicht mit Unrecht — daß dieselbe sich ein kleines Kapital erparat habe, von dem sie bei ihren nicht unbedeutenden Bedürfnissen einen viel besseren Gebrauch machen könnte als jene.

Frau Ebmeyer, eine einfache aber ehrliche Frau, welche erst vor Kurzem aus der Provinz nach Berlin gekommen war, hielt in ihrer Harmlosigkeit das zuvorkommende, einschmeichelnde Benehmen der vornehmen Dame für Aufrichtigkeit und Herzensgüte, und so kam es, daß sie dieselbe dergestalt ins Herz schloß, daß diese von ihr hätte verlangen können, was sie wollte, ohne eine Fehltritte zu thun.

Allein das war es eben, was Frau von Dingliff zu nächst gewollt hatte. Demnachst leuete sie systematisch Schritt für Schritt auf ihr eigentliches Ziel los.

Schon oftmals hatte sie bei Frau Ebmeyer gesprächsweise und aufsehend ohne jede Nebenabsicht von ihren Verbindungen in Anspruch erzählt, die sich bis in die höchsten Kreise erstreckten, ebenso von den ihr von dort zullebenden Ostereventen. Da aber kam sie eines Tages ganz aufgeregt zu Frau Ebmeyer und machte dieser folgende Mittheilung:

„Denken Sie sich doch nur, meine Liebe“, hebt sie nach Athem eingehend an, „welch hohen Besuch ich morgen zu erwarten habe. Soeben erhalte ich eine telegraphische Nachricht“ — und dabei zeigt sie ein blankes Papier vor — „wonach morgen der Graf von Geroff, erster Adjutant des Fürsten J. . . ein naßer Verwandter von mir, aus Petersburg in Berlin eintrifft, um mit mir in einer äußerst lehrreichen Angelegenheit vertraulich zu verhandeln. Ich kann mir aber schon denken, um was es sich handelt.“

Sie fahrt sie unaufhaltsam fort, „der Fürst ist — das sage ich aber nur Ihnen, meine Liebe und zwar im tiefsten Vertrauen — der Fürst also ist Vater eines illegitimen Kindes und um dessen Unterbringung und Erziehung handelt es sich zweifellos. — D. dabei ist ein ungeheures Stück Geld zu verdienen und wenn ich nicht so an meine Bequemlichkeit gewöhnt wäre, ich machte wohl selbst das Geschäft. Aber so — nein, nein, es geht nicht.“

Frau Ebmeyer will etwas sagen, die Andere aber hat noch was aus dem Herzen und ohne auf Ertrere zu hören, erzählt sie in ihrem Redefluss weiter: „Ja, ja, vor zwei Jahren hatte ich eine ähnliche Rolle zu spielen. Schon damals wurde ein Kind des unermesslich reichen Fürsten J. . . durch meine Vermittelung in Pflege und Erziehung gegeben, wofür die Pflegeltern von vornherein die kleine Summe von 80000 Rubel empfingen. Freilich fiel für mich dabei auch ein schönes Stückchen Geld ab — das erste Kindchen ist leider verstorben. — Uebrigens, da fällt mir ein, wenn Sie, meine Liebe, das Kind — aber nein, das geht ja nicht. Sie werden sich von Ihrem Geschäft nicht trennen wollen.“

„Doch, doch!“ fällt Frau Ebmeyer ein, die schon gar nicht mehr an sich halten kann. „Gewiß will ich mich trennen von meinem Geschäft. Ich bitte Sie, Frau von Dingliff, wie können Sie zweifeln? Bringen Sie mich als Pflegemutter jenes Kindes in Vorschlag und ich will es Ihnen ewig danken.“

„Wirklich, Sie wollten?“ jauchzte Frau von Dingliff förmlich auf. „Er, da wäre ich ja gleich aus aller Verlegenheit und wenn ich außerdem Ihnen damit einen Dienst erweise, so macht mich das doppelt glücklich!“

„O, einen großen, einen beispiellosen Dienst erweisen Sie mir“, entgegnet glückselig die Grüntamengählerin. „Wäste ich doch nur, wie ich Ihnen das danken soll?“ „Damit reicht sie der vornehmen Dame schätzer die Hand. Diese sieht die etwas fortpulente Gemüthsänderin förmlich an ihre Brust und „in den Armen liegen sich Beide.“

Dann, nachdem der erste Freudenrausch sich ein wenig gelegt hat, nimmt Frau von Dingliff die Unterhaltung wieder auf:

„Nun aber hören Sie mich an, liebste Frau Ebmeyer, der angehängte Besuch kommt mir so ganz und gar unerwartet, daß ich völlig unvorbereitet bin. Meine Kisten aus Rußland erhalte ich erst im Laufe des fünfzigsten Monats und wenn ich auch unter gewöhnlichen Verhältnissen mit meinen Finanzen bis dahin auskömmlich, so bedingt doch der unerwartete Besuch eine Vergrößerung von einigen hundert Thalern und ich komme eigentlich, Sie zu fragen, ob Sie vielleicht zusätzlich etwas Geld vorrätzig haben, mir zu leihen, oder ob ich zu einem Banquier gehen soll?“

„Na, das fehlt noch“, erwidert ganz empört die Gemüthsänderin, „daß die gnädige Frau einem“ — hier verschluckte sie ein Wort — „in die Hände siele und womöglich hohe Zinsen zahlen. Nein, nein, das darf nicht geschehen. Ich habe 600 Thaler vorrätzig und wenn diese genügen, bin ich von Herzen gern bereit, sie herzugeben.“

Sie genügt. Frau von Dingliff nahm sie in Empfang, versprach bald weiter von sich hören zu lassen und eilte von dannen.

(Schluß folgt)

### Mannigfaltiges.

#### „Keine Blumen, keine Wäster.“

„Ich dreang aus dieser Nacht zur Klarheit, Da Herz und Geist mir Sühnen lieh: Durch Rothe kam ich zur Weisheit, Durch Wahrheit auch zur Noeheit.“ Friedrich Bodenstedt.

Nichts kann den Besessenen mehr beschämen, Als seine Worte nicht über nehmen.

Sojanaa Zeitmann.

Tief zu erschüttern vermag uns ein bürgerlich Drama, doch bleibt ihm

Eines verliert: das Gemüth wieder vom Traum zu betören, Weil uns die Wäbe des Stoffes zudringlich bestermt und in engen Kreise dem Helden der Naam stellt zu erhebendem Fall. Emanuel Geibel.

Schreib etwa nicht etwas, schreib über, Schreib über etwas, mein Lieber, Um sich über Andern zu seh'n, Die etwas zu machen verleh'n.

Frans Grillparzer.

#### Räthsel von Frau Marx.

Natur voll Pracht und Majestät, Schü der ein Welt, beunruhigt nicht und fannend oft der Mensch davon, Wie Donner bracht's zu seinen Füßen, Es fahrt zum Abgrund wie ein Geist, Des Jern's, der in's Verderben reißt, Was sich in sein Reich begibt, Woran sein Groll in Dunt zerbricht.

Ein sanfter Hauch doch in ihm weht; Nehmt ihn hinweg, alsdann entleert Ein Wort, das wie das andre klingt, Nun aber oft zum Lachen bringt; Indes, wer Schaden davon trägt, Ist wohl zum Scherz nicht aufgeleert; Wenn harmlos, dann ist Späß dabei, Wenn Ernst, entleert Verleerter.

#### Anagramm von Vertford Anan.

Aus einem Meer, überog, Das, wild vom Sturm aufgeregt, Verderben bringt dem, den es trägt, Entleert ein Fahrzeug, leicht und klein, Stellt sich ein Zeichenwechfel ein.

#### Scherz-Sononym von A. F.

Ein jeder Mensch, Er trägt mich stets So groß wie klein, Ob groß, ob klein, So alt wie jung, Ob dick, ob dünn, Der Naam die Frau, Ob rund, ob spitz, Hat sicher mich, Ganz fähbarlich.

Doch flucht er mich — War lieber nicht! — Als Junachs schümm, Wenn's denn mich jem Auch Mier ein.

#### Sühnen aus Nr. 11.

1. Silben-Aufgabe: Lazi, Freie, Seine, Alten, Wiber, Cargo, Elie, Dante, Fagel, Weten, Harie, Wroza, Allen, Ziege, Tanne, Zeit bringt Noien. — 2. Räthsel: Brodenhans, Broghaus. — 3. Charade: Parentine. — 4. Scherz-Räthsel: Prose.

#### Correspondenz.

Emma Müller und Emma Richter. Aus Nr. 10 Alles richtig. G. Dreischnapf 1 3 4 aus Nr. 10 richtig. Familie Strigen. Zu spät. Außerdem haben wir uns von der Nichtigkeit des einen Wortes nicht überzeugen können, weil es in den Wörterbüchern, die wir besaßen, nicht aufgefunden war. 1 2 3 aus Nr. 11 richtig. Nr. 3 1 3 4 richtig. Julius Seier. Scherz-Sonagramme sind uns stets willkommen. Wichtige Lehungen senden ferner ein: W. Richter in P., G. S. Louis G., Gortonia Götlich in W., Ernst Richter, Elyz Franz in G., R. S.

Beantwortlich redigirt von Julius Mundell. — Pöth'sche Buchhandlung (R. Meischmann) in Halle.